

# Das Bild des neuen Menschen

Bemerkungen zu Werner Bräunigs Erzählung „Weil dich das Leben braucht“ / Aus einem Vortrag von Dr. Siegfried Streller, Institut für Deutsche Literaturgeschichte

In der Erzählung „Weil dich das Leben braucht“ stellt Werner Bräunig einen Bergbauingenieur dar, der durch einen Unfall sein Augenlicht verloren hat. Dieser Ingenieur ist ein sehr aktiver und tatkräftiger Mensch. Deshalb trifft ihn dieses Verhängnis mit großer Härte. Alle Beziehungen erweisen sich für ihn unter dieser Belastungsprobe als fragwürdig. Voller Verzweiflung geht er nachts aus dem Haus, um sich von der Brücke in den Fluß zu stürzen und so seinem Leben ein Ende zu setzen. Kurz vor dem entscheidenden Schritt überwindet er aber seine Hoffnungslosigkeit und kehrt um. Am Ende wissen wir: Er wird ins Leben der Gesellschaft zurückfinden, weil ihn das Leben braucht. So etwa könnte man die Fabel Bräunigs als Erzählung skizzieren.

Ein ungewöhnliches Ereignis wird hier geschildert. Kann dieser Sonderfall eines Blinden Gültiges über unser neues Leben, über den neuen Menschen aussagen? Kann er stellvertretend für unser neues Leben stehen? Ist hier etwas Typisches gestaltet? Wer die Erzählung gelesen hat, wird diese Fragen bejahen. Er wird empfinden, daß hier neue Qualitäten im Bereich des Ethischen, in den Beziehungen der Menschen untereinander gestaltet worden sind. Wenn man als typisch das Neue betrachtet, kann auch ein extremer Sonderfall, wie er hier behandelt wird, die neuen Beziehungen, die sich in unserer Gesellschaft entwickeln, sichtbar machen. Man möchte beinahe sagen, ein solcher Fall ist sogar besser dafür geeignet als ein alltägliches Geschehen.

Bräunig stellt uns in seiner Erzählung vier Charaktere vor. Der Hauptcharakter, um den sich das Ganze aufbaut, ist der Blinde, der Ingenieur Herbert Beier. Als zweite Gestalt wird uns seine Braut Jutta, eine Sprengstoffchemikerin, vorgestellt. Sie ist wie Herbert Beier Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Ferner lernen wir die parteilose Krankenschwester Ruth kennen, die den Blinden betreut. Schließlich tritt, freilich nur in Umrissen, der Parteisekretär Mehnert in Erscheinung. Die Art der Charakteristik deutet schon an, daß es hier um die Bedeutung der Partei geht, darum, welche Rolle die Partei für die neuen, ethischen Beziehungen spielt.

Das oberflächliche Anliegen der Erzählung ist die Frage: Wie realisiert sich die Forderung der Partei, daß im Mittelpunkt der Mensch stehen solle, in einem solchen Falle? Wie wird der Mensch, das Individuum Herbert Beier behandelt? Wie verhält sich die Partei, wie verhalten sich die einzelnen Mitglieder der Partei, die uns gezeigt werden, zu dieser Forderung?

Bräunig macht sich die Sache nicht einfach. Er läßt die Verlobte, die Genossin Jutta, völlig versagen. Sie hatte einen Menschen kennengelernt, der voller Energie und Tatkraft ist, der genau weiß, was er will, der in seinem Beruf aufgeht und frei und unbefangenen dem Leben gegenübersteht. Und sie findet nach dem Unfall einen Menschen, dem nicht nur das Augenlicht zerstört ist, Jutta hat nicht die Kraft, ihm ihr Existenzrecht, ihr Entsetzen zu verbergen. Sie bricht zusammen, schlüchzt an seinem Bett. Dann verläßt sie ihn. So in der vorliegenden Fassung. Im Szenarium des Fernsehspiels hat Bräunig diese Gestalt verändert. Dieses Versagen ist stark als Enttäuschung, denn hier wird gezeigt, daß es zweierlei ist, die Grundtätigkeit der Partei anzuerkennen, sich zur Partei zu bekennen, und unter stärkster Belastung dann auch danach zu handeln. Die Mitgliedschaft zur Partei verleiht noch nicht, daß man so handelt, wie es den Forderungen der Partei entspricht. Hier brechen Widersprüche auf, Konflikte, die die Fabel anziehend und interessant machen. Bedenklich ist freilich, daß auch das zweite Parteimitglied, der Parteisekretär Mehnert, vorsagt, wenigstens nicht in dem Maße bewährt, daß er hier im entscheidenden Augenblick helfen könnte. Er kann, als es darauf ankommt, den blinden Genossen nicht sagen: Wir brauchen dich, wir haben eine Aufgabe für dich. Er muß Herbert Beier mitteilen, daß die Parteigruppe zu der Meinung gekommen ist, einen blinden Ingenieur kann man im Betrieb nicht beanspruchen. Alle wissen, der Genosse Herbert Beier muß eine Aufgabe bekommen, die ihn ausfüllt. So weit kennt man ihn. Aber sie finden am Ort, im Betrieb keine Möglichkeit, ihn zu beschäftigen. Dieses doppelte Versagen wirft die Frage auf, ob hier die Proportionen gewahrt sind, ob hier ein richtiges Bild von den Mitgliedern der Partei entstehen kann?

Herbert Beier ist von dieser Enttäuschung tief, ja vernichtend getroffen. Er fühlt sich ausgeschlossen, zurückgestoßen, überflüssig, als ob er, der nur von der Gesellschaft nimmt und ihr nichts zurückgeben kann. Nur ein Mensch erfüllt, wie schwer ihn dieser Schlag wirklich trifft, das ist die Krankenschwester Ruth. Bräunig zeichnet sie als einen Menschen mit tiefem Berufsethos, pflichtbewußt, ihrer Aufgabe verbunden. Sie erkennt, was Beier fehlt. Sie selbst ist nicht politisch interessiert. Sie geht zwar zu Gewerkschaftsversammlungen, besucht sie aber ungern und kümmert sich wenig um die dort aufgeworfenen Probleme. Jetzt aber erkennt sie, daß ihr Patient, der Genosse Herbert Beier, die Hilfe der Partei braucht. Sie, die Parteilose, geht zur Parteigruppe und fordert, daß Herbert eingeladen wird. Und damit verpflichtet sie in diesem Falle besser als die Genossen die grundsätzliche Aufgabe, für den Menschen zu sorgen und ihn der Gesellschaft zu erhalten. Bei einer zweiten Gestalt bleibt es offen, ob sie der Partei angehört oder nicht. Es ist die Frau des Parteisekretärs. Auf jeden Fall steht auch sie außerhalb der Parteigruppe des Betriebes. Sie kommt auf den Gedanken, daß man Herbert doch als Disponenten ausbilden und im Betrieb einsetzen könne.

Kann man sagen, daß bei dieser Sachlage der Autor unsere Wirklichkeit partei-

lich gestaltet hat? Die Genossen versagen, Parteilose setzen die Linie der Partei durch. Das könnte man verschieden beantworten. Man könnte sagen, das ist eine Disproportionierung, denn natürlich sind es im allgemeinen zunächst die Genossen, die die Linie der Partei durchsetzen und verwirklichen. Man kann aber das Beispiel auch anders interpretieren: die Grundforderung der Partei fällt so sehr mit der Menschlichkeit zusammen, daß nicht nur die Genossen, sondern alle, die wahrhaft menschlich handeln, die Forderungen der Partei erfüllen helfen. Herbert Beier stellt sich in dem kritischen Augenblick, als er auf der Brücke steht und schwankt, ob er Tod oder Leben wählen soll, die Frage: Wer ist die Partei?

„Bräunig, sie tun denn nicht mehr? Einer hat gesagt: Es ist unmöglich, Genosse Beier. Du mußt begreifen! Hier kann dein Platz nicht mehr sein. Der Parteisekretär Mehnert hat das gesagt. Der Mehnert Mehnert, der Fehler hat und Unehrenbeten und Mangel. Aber ist der Genosse Mehnert die Partei? Vielleicht hat Mehnert recht, und Herbert Beier wird einen anderen Platz finden müssen. Warum soll er keinen anderen Platz finden? Vielleicht tritt er aber auch, der Genosse Mehnert, Herbert Beier denkt darüber nach, was ein Kollektiv ist. Haben sie nicht im Kollektiv darüber beratslagt, was aus ihm werden soll, in der Leitung? Setzt sich denn nicht immer der Bessere durch im Kollektiv, oder das Beste, das Stärkere, das Klügere? Das war die Meinung des Kollektivs. Aber ist ein Kollektiv unheilbar? Tausende und Tausende solcher Kollektive, solcher Menschen – daraus wird das Ganze. Die Partei aber hat tausend Augen, denkt Herbert Beier. Das Beste setzt sich immer durch, das Beste. Aber es setzt sich im Kampf durch, unter Rückschlägen, Widersprüchen, Irrungen. Das hier ist sein Kampf. Das sind seine Rückschläge und Widersprüche und Irrungen. Man muß bei sich selbst anfangen. Auch der Fehler der anderen wächst los. Ungehört, wenn man ihm entgegenkommt, wenn er dann bereit steht, auf ihn einzugehen.“ (NDL 1.1969, S. 11)

Dieser Abschnitt ist der ideelle Kern der Erzählung. Die Parteilichkeit realisiert sich in der Hauptfigur, Herbert Beier ist Genosse. Er ringt sich dazu durch, seine Verzweiflung zu überwinden. Er vermag das, weil er an die Partei und an das Mädchen Ruth denkt, an ihre Verantwortung und an ihre Ringe, darum, ihm den Lebensmut zurückzugeben.

Herbert Beier ist die einzige Figur, die plastisch erscheint. Jutta lernen wir nur aus der Erinnerung Herberts kennen. Damit ist sie subjektiv verfärbt, ja verzerrt. Mehnert ist kaum im Umriss als Charakter angedeutet. Er ist kaum die Skizze einer lebendigen Gestalt. Auch Schwester Ruth wird uns nur so vermittelt, wie sie Herbert erscheinen kann. Ihr Bild wird durch ihr Handeln, ihre ständige Anwesenheit geformt. Kein optischer Eindruck wird von ihr wiedergegeben.

Es ist eine Besonderheit dieser Erzählung, daß sie stark darauf abgestimmt ist, Charakteristiken einer einzigen Figur zu sein, nämlich Herbert Beiers. Dies wird auch durch den Aufbau, durch die Komposition unterstützt. Als auffälliges Stilmittel wird ein ständiger Wechsel der Erzählebene gebraucht. Bräunig setzt mit einem inneren Monolog ein, einem stimmigen Selbstgespräch Herbert Beiers, in dem aus den hin und her springenden Gedanken und Erinnerungen die Situation gezeichnet wird, in der sich der Blinde befindet. Dann erfolgt der Sprung auf die Ebene des berichtenden Erzählers. Er stellt dar, wie Herbert mit der Schwester Ruth im Park spazieren geht.

Der Wechsel des Standorts führt auch zum Wechsel in der sprachlichen Ebene. Die Berichtssprache des Erzählers wechselt häufig mit dem umgangssprachlich eingetragenen Erzählens Herberts und den wörtlichen Reden, die ebenfalls umgangssprachlich einströmen. Dieser Wechsel ist Bräunig meines Erachtens nicht vollständig gelungen. Da gibt es Nachlässigkeiten. Da ist nicht genug gearbeitet. Die Kontrastierung der beiden Ebenen und die Veranschaulichung, die es zwischen beiden gibt, sind

nicht exakt auf die Funktion abgestimmt, die sie jeweils haben. So wirkt zum Beispiel das Berichtssprache in dem oben wiedergegebenen Abschnitt nicht verstärkend, sondern abschwächend. Die Montage von bekannten Denkformeln, insbesondere deren das Berichtssprache in der Erzählung, das einzige Bild ist, zeigt nicht die lebendig aktivierende Wirkung der Partei, gibt nicht den Eindruck wieder, den die Bindung zur Partei in einem Genossen darstellt, sondern erweckt eher durch den sprachlichen Schematismus einen Eindruck innerer Leere. Das ist aber vom Autor an dieser Stelle sicherlich beabsichtigt.

Daß hier aber nicht nur ein flüchtiger Entwurf vorliegt, erweist der abgewogene und gut durchdachte kompositorische Aufbau. Der mehrfach erwähnte innere Monolog gibt die Exposition. Dann folgt als erstes Hauptteil der Szenarium im Park. Eingefügt ist darin als Erinnerung die Geschichte Juttas in ihren Hauptstationen, ferner ein zufällig belauschtes Gespräch mit Arzen über seinen Zustand und – zur Charakterisierung Herberts – ein Lebenslauf in Stichworten. Der zweite Hauptteil umfaßt den Besuch im Betrieb mit der Parteigruppenversammlung, der eine Zapflung des inneren Konflikts bringt. Der dritte Hauptteil enthält den Gang zur Brücke, die Krise und den Rückweg. Hier tauchen die Probleme, die bisher höchstens gestaltet wurden, in der gedanklichen Verarbeitung auf. Hier werden sie unmittelbar ausgesprochen. Zugleich versucht Bräunig als Kontrast dazu die akustischen und die Geruchswahrnehmungen des Blinden in der nächtlichen Stadt, verbunden mit seinen Empfindungen und Gedanken, darzustellen. Leider ist das Ganze nicht völlig ausgewogen und durchgearbeitet. Es finden sich gerade in diesem Teil neben stärksten Partien die größten Schwächen. Es schließt sich der Schluß an: die Heimkehr, die zweite Begegnung mit Mehnert, der noch spät abends gekommen ist, um Herbert den Vorschlag der Disponentenausbildung zu machen. Schließlich wird hier auch der Dank der Schwester Ruth ausgedrückt, deren schlichte Grüße Herbert auf der Brücke weinend erkannt hat. Endlich mündet es in die Lösung des zentralen Konflikts, in den Titel, der zugleich der Schlußsatz ist.

Dieser Schluß fällt in der Gestaltung gegenüber dem Anfang stark ab. Hier sind die sprachlichen Wendungen oft recht abgegriffen und konventionell. Die letzten drei Absätze entsprechen durchaus nicht der Höhe, die sonst das Ganze hat.

Trotz dieser Einschränkungen erscheint mir diese Erzählung als eine wertvolle Bereicherung unserer Gegenwartsliteratur. Besonders gilt das für den aufgewickelten Konflikt: Wie realisiert sich die Forderung, daß im Mittelpunkt unseres Handelns und Wirkens der Mensch stehen soll? Hier zeigt sich in der Problematik eine gewisse Verwandtschaft mit Arbusows „Irakutsker Geschichte“, obwohl Bräunig, als er seine Fabel entwarf, dieses Stück noch nicht kannte. In beiden Werken geht es darum, daß der sozialistische Mensch sich nicht als Rentner, sondern als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft betrachtet sehen will (oder soll).

In der Gestaltung experimentiert Bräunig mit Mitteln, die von der bürgerlichen Literatur voll entwickelt worden sind, als die Bourgeoisie als Klasse bereits nicht mehr progressiv war. Bräunig überprüft, inwieweit solche Formen (wie etwa der innere Monolog) neue Inhalte tragen können, inwieweit sie Mittel sind, diese neuen Inhalte besser, angemessener zum Ausdruck zu bringen als die traditionellen des reinen Berichtens. Ich glaube, daß dieses Experiment gut und nützlich ist. Der innere Monolog birgt zwar die Gefahr der Subjektivierung, der Entfernung von objektiver Darstellung, da alles nur auf die eine Gestalt und ihre Empfindungen bezogen ist. Doch dem sucht Bräunig zu begegnen, indem er den Erzählerbericht kontrastierend dagegen einschaltet und ständig die Erzählebene wechselt.

In der Proportionierung ist das Ganze noch nicht gelungen. Auch in der sprachlichen Abstimmung gibt es noch manche Schwächen und Flüchtigkeiten. Die Erzählung würde es verdienen, daß sie genauer durchgearbeitet wird, um Stoff und Fabel wirksamer zur Geltung zu bringen.



PORTRÄT EINES JUNGEN MÄDCHENS

Foto: Wittwer

## Der Lehrer

Es war die Zeit, die auf dem Kalender als Frühling bezeichnet wird. Aber die Menschen in dieser kleinen, schmutzigen, aber doch auch schönen Stadt an der Ostseeküste schienen ihn nicht zu bemerken. Ihre Gesichter waren bloß und ängstlich. Die Straßen waren ausgestorben; von den Dächern tropfte einseitig der Regen. Nur ein Mann ging eilig die Straße hinauf. Seine Schritte hallten auf dem Bürgersteig. Obwohl es noch kühl war, trug er keinen Mantel, kalter Schweiß lief über seine Wangen und seinen Rücken.

Wie war das doch noch heute morgen? Der SS-Mann hatte gesagt:

„Ich befehle es! Ich befehle es dir, hörst du? Meinst du, wir wollen allein krepieren, in euerem dreieckigen Nest? Glaubst du das etwa?“

Er sagte „du“, denn sie waren einmal Schulkameraden gewesen.

„Die Stadt muß gehalten werden, so lautet der Befehl. Und dazu brauchen wir Verstärkung!“

Lehrer Binder sah gebannt auf seinem Stuhl, bleich und zusammengefallen. Er sah plötzlich sehr alt aus. Hatte er nicht „Für Führer und Vaterland“ den rechten Arm verloren, wäre er vielleicht noch an der Front.

„Oder auch schon krepierst“, dachte er. Der SS-Offizier sah ihn lange an, dann sagte er:

„Mensch, Binder, verstehst du denn nicht? Du bist hier Lehrer, du hast einen großen Einfluß, du mußt deine Schüler zusammenrufen. Sag ihnen, daß... nun, daß ihr einen Ausflug machen wollt“, er lachte über seinen Witz und fuhr dann fort, jetzt Wort betonend, „die besten werden herausgeschickt und dann geht's nach vorn, an die Front.“

Binder erschrocken.

„Also auf die Schlachttank...“

„Was heißt hier Schlachttank? Im Krieg? werden aus Männern Heiden und aus Jungen Männer. Also, morgen früh acht Uhr vor der Schule.“

Und jetzt hastet Binder durch die Straßen. Er spürt nicht den feinen Regen und den Wind. Nur ab und zu horcht er. Manchmal war das Einschlagen der Geschosse zu hören, noch fern, aber doch schon deutlich. Die Front rückte näher, langsam, aber unaufhaltsam.

„Einen Ausflug machen“, hört er die Stimme, „und sie werden Helden!“ Und dann noch: „Morgen früh, acht Uhr!“

Und jetzt wollte er zu den Eltern der Schüler. Er mußte mit ihnen sprechen, er mußte sie warnen. Er hatte sich alles gründlich überlegt; auch er hatte einen Sohn, ja, und darum mußte man doch etwas dagegen tun.

Nach ist die Stadt nicht ganz umzingelt, dazu fehlt es an Leuten. Vielleicht können die Schüler noch heraus aus der Stadt. In den Dörfern gibt es genug Schlupfwinkel, dazu haben sie keine Zeit. Freilich, die Mütter werden's dann schmer haben. Väter gibt's ja schon nicht mehr“, murmelte er dann.

Er schlief nicht in dieser Nacht. Er dachte nach, er schrieb, denn er wollte, was kommen würde. Aber die Stadt verlassen, das wollte er nicht. Am Morgen wußte er, daß die meisten Kinder aus der Stadt heraus waren; nicht alle, denn einigen konnte er es nicht sagen, aber doch die meisten.

Er atmete tief und langsam, wie zum Abschied. Die Uhr tickte unaufhörlich, und jedes Ticken war ein Schritt zum Ende.

Kurz vor halb neun kamen sie; er trat ihnen entgegen, ruhig und gefaßt. Sie wußten schon.

„Es geht schneller“, dachte er. Sie stießen ihn hinaus. Der Motor sprang an, wenig später hielt das Auto.

Er lächelte, als er starb.

Am nächsten Tag war für die Stadt der Krieg zu Ende.

Hans-Joachim Ruß

### IN DER FOTOSCHAU

nannte Willi Tank dieses Bild, das er, ebenso wie Bernd Wittwer das Mädchenporträt, zum künstlerischen Wettbewerb der Karl-Marx-Universität einsandte.

Veröffentlicht unter der Lizenznummer 13 des Rates des Bezirkes Leipzig. - Erscheinungsbild: - Abschrift der Fotokopie: Leipzig C. I. Ritterstraße 36, Februar 1971. Sekretariat: Abon. Nr. 25. Bankkonto 213 881 bei der Stadt- und Kreisbank Leipzig - Druck: Lutz-Druckerei „Hermann Duncker“, Leipzig C. I. Petersstraße 19. - Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen.

Universitätszeitung, Nr. 29, 16. 5. 1961, S. 6

